

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 177.

Freitag, 10. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(21. Fortsetzung.)

Leer ist jetzt die Stadt. Leer und totenstill.

Von den Kirchtürmen schlägt die Stunde. Zum letzten Mal. Wieder wirbeln die Trommeln auf dem Marktplatz.

Grenadiere stürzen zu den Strohhäufen und bereiten ihre Brandfackeln.

Über die Stadt dröhnt ein Kanonenschuß. Auf den Markt kommen Offiziere geritten und geben den Nordbrennern Befehle.

Im Wohnzimmer des Wormser Hauses stehen blasse Frauen und starren zur Stadt hinüber mit wild klopfendem Herzen.

Da sehen sie aus der neuen Münze Flammen steigen. Dann aus der Apotheke zum „Weißen Schwan“. Und dann bricht aus allen Gassen ein so schwarzer, dicker Rauch empor, daß er die lichte Maiensonne zu verdunkeln scheint. Und fast auf einmal steht die ganze Stadt in hellen Flammen.

Worms brennt.

Worms ist verloren. Aufweinend bricht die Muhme Dorothee in die Knie und faltet die Hände.

Die Seidenbenderin, die mit ihren Kindern in das Wormser Haus geflüchtet ist, weil alle Wagen fort und überladen waren, schreit gellend auf und hält sich fest an der Fensterbank.

„Also doch, barmherziger Gott! Also doch! — Und Johann Friedrich ist noch in der Stadt“, leucht sie. „Er wollte nicht fort. Er wollte sich nicht in Sicherheit bringen. Er hat Worms zu sehr geliebt. Er kann nicht fort von ihm!“

Sie hat keine Ruhe. Sie stürzt nach unten, wo Sibylle vor dem Gittertor steht.

In die Knie bricht sie vor dem großen, blonden Mädchen, das regungslos hinüberstarrt zur brennenden Stadt.

„Sibylle, um Gottes Barmherzigkeit willen, wo ist Johann Friedrich? Sibylle, ob Gott mich strafen will um meiner großen, tiefen Schuld? Ja, ich habe gesündigt an ihm, — alle die Jahre, — alle die Jahre! Immer gemurrt habe ich und nur an mich gedacht! Geseufzt habe ich über mein Leben und habe nicht gewußt, wie von Gott gesegnet es war! Hart gemacht habe ich mich und meine Liebe verschlossen, daß niemand sie sah.“

Am Boden kniet die Frau und klagt sich an.

Hoch und steil steht immer noch Sibylle. Regungslos. Sind denn wirklich noch Menschen in diesem Feuermeer da drüben? Wie der Rauch aufsteigt und hinüberzieht über den Rhein bis zum Odenwald hin.

Hilf uns, Deutschland, hilf uns!

Der Tag verfinstert sich. Es kommt von der Rauchsäule, die immer gewaltiger wird.

Ein Krachen und Brasseln von einstürzenden Häusern füllt die Luft. Regen von Asche fällt, vom Winde getrieben, nieder im Umkreise von vier Meilen.

Trunkene Franzosen nähern sich dem Wormser Hause.

Da schreit die Seidenbenderin auf:

„Meine Kinder! Meine Kinder!“

Sie reißt sich hoch und stürzt zurück in die Stube, wo ihre Kinder schlafen. Schwarzer wird die Luft,

(Nachdruck verboten.)

undurchsichtiger. Die trunkenen Franzosen hasten vorüber. Sie wollen wohl an den Rhein.

Irgendwo ruft einer vom Hause her:

„Sibylle! Sibylle!“

Sie hört es nicht. Wie ein Standbild steht sie, hochgeredt, die blauen Augen hinübergerichtet zur Stadt.

Die gewaltigen Türme der Kirchen sieht sie schwanzen und stürzen, — das Rathaus, den Dom.

Und sie weiß, daß ein anderer es auch sieht. Daß ein anderer nicht fortfinden kann von den Trümmern seiner Heimat.

Wo ist er? — wo ist er?

Es ist dunkel auf der Erde geworden wie am späten Abend. Und ist doch erst sechs Uhr. Aber diese furchtbaren Rauchmassen, die sich ohne Ende wälzen, hüllen alles ein.

Da sieht sie von der brennenden Stadt her einen Reiter galoppieren.

Sein Gesicht ist schwarz von Ruß. Seine Hände, sein Kleid. Hart vor ihr reißt er das Pferd zurück, daß es sich aufbäumt. Er steht in den Bügeln. Er ringt nach Atem.

„Ich habe einen Fischer gedungen für viel Geld. Am Witternacht legt ein Boot an hinter der Gartenmauer des Wormser Hauses. Für Elisabeth und die Kinder. Und wer sich sonst noch retten will über den Rhein. Die Ahne, die Jungfer Dorothee, — und Ihr, Sibylle.“

Sie sieht ihn an aus großen, fernen Augen. Es ist ein so unsagbares Glück in ihr, daß er lebt, daß er da ist.

Daß er nicht umkam in dem furchtbaren Flammenmeer da drüben.

„Und Ihr, Johann Friedrich?“

„Ich reite noch diese Nacht mit dem Alt-Schultheiß Peter Moritz und dem Alt-Bürgermeister Philipp Schütz nach Frankfurt. Zu kämpfen und zu arbeiten für ein neues Worms.“

Sie sieht ihn an. Stolz ist in ihren Augen.

„So laßt mich Euch noch einen Abschiedstrunk bringen zum letzten Mal, Johann Friedrich. Ihr werdet ihn nötig haben.“

Sie holt ihm einen Becher Wein und reicht ihn zum Pferde hinauf.

„Reitet ohne Sorge. Ich bürgе dafür, daß Frau Elisabeth und die Kinder sicher über den Rhein kommen.“

Ihre Stimme ist fest und klingend. Und ihr Haar leuchtet wie Gold in dem dunstigen Grau der Rauchwolken.

Er beugt sich nieder und reicht ihr die Hand. Zum Dank, zum Abschied.

Sie öffnet zweimal die Lippen, als suche sie nach Worten. Dann sagt sie fest:

„Frau Elisabeth war in großer Not um Euch. Ich will sie gleich beruhigen und ihr sagen, daß Ihr am Leben seid. Die Mutter Eurer Kinder soll nicht in Sorge sein. Denn Eure Kinder müssen dermaleinst eine neue Nacht werden am Rhein.“

Eine Stille von Sekunden, dann ein jähes, kurzes „Gott mit Euch!“

Sie hört ihn davonreiten im grauenvollen Dunkel der Rauchschwaden.

Als sie just in das Haus zurückgehen will, kommt noch einer von der Stadt her. Ganz langsam, — ganz müde, — als hätte er gar keine Weile. In der Linken trägt er den Vogelbauer, in der rechten einen Blumentopf.

Und die Tränen fallen immer wieder über sein altes, zerfurchtes Gesicht.

„Mein Lindenbaum brennt, Sibylle. Mein junger, kräftiger Lindenbaum! Ich habe dabeigekannt am Lindenhof, wo sie mich nicht gesehen haben. Erst hat mein Häuslein gebrannt. Es ging schnell, weil es so alt und morsch war. Aber dann kam der Baum. Wie ein lebendiger Mensch war es, Sibylle. Er hat sich sehr quälen müssen. Weil die ganzen jungen Maitenriebe so voll Saft waren.“

Er hat sich auf die steinerne Stufe vor die Haustür gesetzt und seine Sachen neben sich gestellt. Wie ein Kind schlägt er nun die Hände vor das Gesicht und weint.

Tief beugt Sibylle sich herab zu ihm. In unendlichem Mitleid. Sie streicht über seine glatten, grauen Haare, die ohne Hut sind. Sie weiß nicht, was sie sagen soll.

Zwei französische Offiziere kommen geritten. Sie sehen den weinenden, alten Mann und das schlanke, stolze Mädchen. Sie halten an.

„In diesem Hause dürft ihr nicht bleiben. Es ist befohlen worden, daß es auch zerstört werde.“

Klar und ruhig sieht sie die Offiziere an:

„Wann müssen wir es räumen?“

„Diese Nacht noch nicht. Aber im Laufe des morgigen Tages!“ Kurz hat es der eine der Offiziere gesagt. Und ein wenig zögernd fügte er hinzu: „Wenn wir euch ein wenig behilflich sein können . . .“

Sibylle denkt einen Augenblick nach.

„Wenn wir einen Wagen bekommen könnten für eine alte Frau. Und jemand zum Eskortieren als Schutz?“

Man zuckt bedauernd die Achseln.

„Es ist im ganzen Umkreis von Worms kein Wagen mehr aufzutreiben. Aber wir wollen es noch einmal versuchen. Bis morgen seid ihr sicher in diesem Hause.“ Sie salutieren und reiten wieder davon.

Sibylle geht die Treppe hinauf, wo Muhme Dorothee und Marie bei der Ahne hocken und auf das Flammenmeer starren. Ruhig und fest sagt Sibylle:

„Ihr müßt ein wenig Vorrat einpacken für eine lange Wagenfahrt, Dorothee. Man will uns behilflich sein, noch einen Wagen zu bekommen. Denn morgen muß auch das Wormser Haus geräumt werden.“

Muhme Dorothee geht leise hinaus, um alles Nötige zusammen zu suchen. Sie hat es lange geahnt.

Die Ahne sitzt wie erstarrt. Nur ihre Augen sehen unversandt zur brennenden Stadt hinüber.

Zur Seidenbenderin nebenan geht Sibylle. Und bestellt ihr alles, was Johann Friedrich gesagt.

Die Kinder weinen und sind voll Unruhe. Sie wissen nicht, warum man sie aus ihrer Gewohnheit gerissen. Die Seidenbenderin bangt, ob auch der Fischer Wort halten wird und mit dem Rahne an der Stelle sein. Sie selbst fühlt sich recht schwach. Es ist schlimmer geworden mit der Lunge durch all die Aufregung.

„Es ist wohl nicht mehr lang bis Mitternacht, Sibylle? Was ist die Uhr?“

„Es sind noch etliche Stunden, Frau Elisabeth. Legt Euch schlafen derweile. Ich wecke Euch.“

„Wer kann denn schlafen, Sibylle, in solcher Nacht? Wie der Feuerschein herüberloht ohne Ende!“

„Ihr müßt mit Euren Kräften sparen, Frau Elisabeth. Denn leben und gesund sein müßt Ihr für Euren Mann und Eure Kinder.“

„Wenn wir nur erst hinüber wären über den Rhein! Ich fürchte mich.“

„Ihr dürft Euch nicht fürchten, Frau Elisabeth. Weil Ihr kämpfen müßt und leben für ein neues Worms. Wie es Seidenbender drüben tut in Frankfurt.“

Sie geht leise hinaus. Zur Muhme Dorothee geht sie hinunter. Die steht auf der Diele, wo der Erntefranz leise im Lusthauch schwankt, und packt die nötigsten Habseligkeiten zusammen. Haben sie doch immer gedacht, sie könnten im Wormser Haus bleiben.

Sibylle berichtet ihr, daß um Mitternacht ein Rahn anlegen wird für die Seidenbenderin und die Kinder.

Muhme Dorothee schaudert.

„Die Franzosen passen scharf auf. Sie sollen schießen auf die, so ans Ufer wollen.“

„Es ist dunkel, Dorothee. Und nichts zu sehen auf dem Wasser. Wir haben keinen Mondschein jetzt. Und dann sind die Franzosen fast alle trunken und bei dem Brande der Stadt beschäftigt.“

Die Muhme Dorothee wischt verstohlen die dicken Tränen aus den Augen.

„Und wir selbst?“, fragt sie bang.

Sibylle horcht auf.

„Ich höre Pferdegetrappel und das Rollen von Rädern. — Das ist der Wagen, den man uns zu Hilfe schickt.“

Und sie ist schon die Stufen hinunter draußen vor der Haustür.

Es ist jetzt so dunkel geworden, daß man nichts mehr deutlich erkennen kann. Fackeln gluten auf. Man sieht mehrere Reiter, die einen Wagen geleiten. Es ist eine schöne, verzierte Kutsche mit breiten Fenstern aus Glas. Sie kommt von der entgegengesetzten Seite, von Dürkheim her. Der vorderste Reiter springt vom Pferd und neigt sich tief.

„Vergehet, Jungfrau, diese nächtliche Stunde. Aber die Flammen von Worms haben mir den Weg gezeigt und meine Pflicht. Ich bin, Gott Lob, noch nicht zu spät gekommen, um zu retten aus dem Wormser Hause, was noch zu retten ist. Ich war auf dem Wege hither, da erfuhr ich die schreckliche Kunde von der Zerstörung.“

Sibylles Augen haben sich geweitet. Sie ringt nach Worten. Aber nur Sekundenlang. Dann sagt sie fest:

„Es ist gut, daß Ihr nun just heute mit Eurer Hochzeitskutsche gekommen seid, Balthasar Gildenborn. Denn um einen Wagen war es uns sehr bange. Nun können sie alle mit Euch fahren, in ferne Dörfer und in Sicherheit.“

Er springt vom Pferd, groß und stark wie er ist, und geht neben ihr die Treppe herauf.

„Muhme Dorothee, jetzt ist Balthasar Gildenborn gekommen, um uns alle zu holen. Laßt ihn die Ahne die Treppe heruntertragen. Wir dürfen nicht säumen.“

„Nein“, sagt Balthasar Gildenborn, „denn die Franzosen sind ans Plündern und Rauben gewöhnt jetzt. Wenn sie meine Kutsche sehen, werden sie Schätze vermuten. Darum bin ich bei Nacht gekommen und will auch im Schutze der Nacht wieder fort. Ich habe etliche meiner Leute als Eskorte mitgebracht. Es sind gute Holländer.“

Sibylle hält den Leuchter mit den Kerzen hoch, als Gildenborn die Greisin zum Wagen trägt. Es werden nicht viele Worte gewechselt. Und die Ahne läßt heute alles ruhig mit sich geschehen. Sie hat das Flammenmeer von Worms gesehen und ist wie erstarrt.

Als sie in dem weichen Seidenpolster des tiefen Wagens sitzt, atmet sie auf. Neben ihr sinkt Muhme Dorothee schluchzend aufs Gestühl, mit Paden und Päckchen beladen. Auf den Boden neben den breiten, behäbigen Reitknecht klettert die dicke Marie, einen riesigen Korb mit Lebensmitteln vor sich.

Aber gegenüber von der Ahne und Dorothee ist noch viel Platz auf dem weiten Sitz. Balthasar Gildenborn nimmt Sibylle bei der Hand.

„Nun, Jungfrau, Ihr müßt Euch beeilen, denn wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

„Hier ist noch jemand“, sagt Sibylle, „der hi rein muß in Euren Hochzeitswagen.“

Und sie beugt sich nieder zu dem alten Mann, der noch immer auf der untersten Treppenstufe sitzt, und den niemand beachtet oder erkannt hat in dem Dunkel. (Schluß folgt).

Löwenjagd mit Hunden.

Ein Interview mit A. J. Klein, dem bekannten afrikanischen Jäger.

Einer der hervorragenden Löwenjäger, Alfred J. Klein, kam erst auf Umwegen zu seinem Beruf. Als er zum ersten Male vor Jahren den dunklen Erdteil betrat, war die Straußenjagd gerade auf dem Gipfel der Vollständigkeit angelangt. Klein wurde davon sofort angezogen. Als er einst nach Straußeneiern suchte, begegnete ihm plötzlich ein Löwe. Es gelang ihm, das Tier zu töten; und von diesem Augenblicke an wurde er ein leidenschaftlicher Löwenjäger, der die Museen der ganzen Welt mit Material versorgte. Fast jeden Augenblick stand er einer anderen Gefahr gegenüber; er erzählt davon recht unterhaltsam: „Einstmals beobachtete ich, wie ein Löwe ein Zebra angriff. Als ich die Quälerei nicht mehr mit ansehen konnte, schoss ich auf die Großkatze. In demselben Augenblick hörte ich ein Unheil verkündendes Geräusch hinter mir, und als ich mich umdrehte, sah ich einen anderen Löwen, der sich zum Sprunge duckte. Ich hatte gerade für einen Nahschuß Zeit. Sie können sich vorstellen, wie erlosch ich war, als dieser Schuß traf.“

Ein anderes Mal schritt der Tod wieder sehr nahe an ihm vorbei. Die ganze Nacht lag Klein in einer Boma, einem kreisförmigen Bau aus Zweigen, um einen Löwen zu überraschen. Die heiße, tropische Nacht ermüdete den Jäger, er schlief ein. Da weckte ihn eine Erschütterung. Aufstehend sah er einen Löwen auf sich starren. Klein, der die Gefährdung nicht verlor, griff nach seinem Gewehr und legte das vierfüßige Unheil um, bevor der Störenfried die Möglichkeit hatte, seinen Vorteil auszunutzen.

„Seine fünf Sinne zusammenhalten“, sagt Klein, „muß ein Dschungeljäger, wenn er in seinem Berufe erfolgreich sein will. Für einen Menschen, der seinen Kopf nicht gleich verliert, gibt es immer noch viele Fluchtgelegenheiten, wenn sie auch schwierig sind. Wenn ich die Gefährdung verloren hätte, dann wäre so manches Zusammentreffen schlecht für mich ausgegangen. Ich wanderte einst über felsiges Land, das stark bewachsen war, als ich mich plötzlich einer Löwengrube gegenüber sah. Ich hatte kaum Zeit zurück zu treten, als schon die Löwin erschien. Bevor ich schoss, sprang ich zur Seite, was mich bestimmt rettete; denn wenn ich unmittelbar vor der wütenden Bestie stehen geblieben wäre, hätten meine Schüsse sie vielleicht verfehlt. Als sie sich zum Sprung erhob, war ich schon aus ihrem Bereich, und sie bot mir eine bessere Zielfläche. Das ist ein alter Dschungeltrick, der aber nicht immer gelingt; denn manche Tiere wechseln die Richtung noch im Sprunge und landen unfehlbar vor ihrem Opfer.“

Als Paul Ramey, der reiche Sportsmann, nach Afrika kam und mit Hunden auf die Löwenjagd gehen wollte, begleitete Klein ihn. Sie gedachten den Hunden in einer sicheren Entfernung zu folgen, bis die Beute gestellt war, und dann die Großkatzen niederzuschießen. Sie wurden jedoch schnell enttäuscht. Als die Meute das Brüllen eines Löwen hörte, floh sie in alle Winde.

Ein anderes Mal verlief die Sache aufregender. Nach einiger Zeit teilte sich die Meute in verschiedene Gruppen und zeigte damit, daß mehrere Löwen aufgespürt waren. Klein und ein anderer Jäger folgten einigen Hunden. Das hügelige Land zwang sie, von den Pferden zu steigen. Als sie einen felsigen Abhang hinunter schritten, verteilte das Benehmen der Hunde, daß der Löwe sich im nächsten Gebüsch befand. Die Meute konnte ihn aber nicht stellen. Klein wollte weiter schreiten. Da erschien der Löwe ganz plötzlich nahe vor ihm. Ein hastiger Blick des Jägers nach rückwärts belehrte ihn, daß sein Jagdmesser sich in Ästen verwickelt hatte. Doch ein kräftiger Ruck befreite es, und Klein hatte das Messer in der Hand. Im nächsten Augenblick stürzte der Löwe davon und verschwand zur allseitigen Enttäuschung.

Klein spart nie mit Lob für andere Tropenjäger. „Eine fabelhafte Zielsicherheit beobachtete ich einst bei einem Kollegen“, erzählt er. „Wir spürten durch hohes Gras einem Löwen nach, den mein Gefährte mit einem prachtvollen Schusse zur Strecke brachte. Als das Tier fiel, sprang plötzlich eine Löwin uns an, aber bevor sie uns erreichte, hatte mein Begleiter auch sie umgelegt. Es ist eine der aufregendsten Ungewissheiten im Dschungel, daß oft mehrere Tiere auftauchen, wenn man meint, auf der Fährte eines einzigen zu sein.“

Ein anderes Mal schlichen wir einem Löwen nach, um Aufnahmen zu machen. Plötzlich verloren wir ihn aus den Augen. Etwas später bemerkte ich eine Bewegung im hohen Gras. Das mußte der Löwe sein. Um ihn aus dem Versteck zu locken, warf ich einen Stein in jener Richtung. Dieser Einfall brachte auch sofort Erfolg, Herr Simba erschien und wollte sich auf mich stürzen. Ich wartete noch etwas und machte dann die Aufnahme. (Einen Augenblick später trachten zwei Schüsse und das Tier brach zu meinen Füßen zusammen. Meine Gefährten hatten so gut gezielt, daß jeder Schuß genügt hätte. Man wartet zweckmäßiger Weise immer, bis der Löwe recht nahe heran gekommen ist.)

Nun das letzte und zugleich beste Beispiel von Schießfertigkeit: Wir versuchten wieder einmal einen Löwen aus dem Dickicht

zu locken. Ich wollte gern photographieren, wie ein Eingeborener das Tier ausspießt. Aber der Löwe kam und kam nicht. Endlich schoß ich ins Dickicht und verwundete ihn. Brüllend stürzte er heraus. Ich machte die gewünschte Aufnahme. Als er gerade im Sprunge war, schossen vier Gefährten auf ihn. Wie wir nachher feststellten, hätte auch dieses Mal jeder einzelne Schuß das Tier getötet.“

Nicht viele Afriajäger werden alt, denn die Gefahr lauert in jeder Ecke. Das Gewehr kann sich im Dickicht verwickeln, eine Giftpflanze zum Verhängnis werden oder die Tsetsefliege die gefürchtete Schlafkrankheit bringen. Da Klein oft seine photographischen Arbeiten mit seinen anderen Jagdtätigkeiten verband und so seine Rettung nur von der Schußfertigkeit anderer abhing, muß man sich wundern, wie er doch immer mit dem Leben davonkam.

Für einige Eingeborene war der Photographenapparat dasselbe wie das „große böse Auge“, und sie waren nicht dazu zu bringen sich aufnehmen zu lassen. Andere hatten das Photographiertwerden sehr gern. Unter Kleins Aufnahmen befindet sich eine sehr interessante von einer Eingeborenenjagd. Man sieht die Wilden zweieinhalbzig rechteckige Gräben auswerfen, diese Gräben sind in einer V-Form angebracht und bestehen aus drei Reihen. Die ausgegrabene Erde dient als hohe Umschänzung für die Rückseite dieser Fallen, die mit Zweigen verdeckt sind. Eine Mauer von dornigen Büschen ist in der Nähe des Abhanges dieser Umschänzung errichtet. Die Jagd beginnt bei Sonnenaufgang, und meistens werden sehr viele Tiere erlegt. Die Eingeborenen treiben die Tiere geschickt in den engen Gang zwischen Dornbüschen und Umschänzung. Da sich die Betroffenen an den Dornen reiben, versuchen sie an der Umschänzung hoch zu klettern und brechen dann in die verborgenen Fallen ein. Viele brechen sich die Beine, viele sterben infolge des Sturzes. Eine Photographie zeigt über hundert Tiere, Gazellen, Giraffen, Antilopen und Giraffen. Trotz vieler gesetzlicher Verbote dieser Vernichtung gedeiht das Gewerbe doch in erschreckend großem Umfange und beraubt Afrika seines Tierlebens.

Klein erzählt noch verschiedenes über Löwen: „Daß man sie Menschenfresser nennt, ist falsch. Junge, deren Mütter getötet sind, bevor sie die Kleinen in der Jagd unterrichten konnten, werden manchmal Menschenfresser. Auch einige alte Löwen, denen die Jagd zu beschwerlich wird, begnügen sich mit Menschenfleisch. Meistens aber wird ihnen schon in der Jugend beigebracht, daß wir als Nahrung wenig wert sind.“

Einmal konnte Klein etwas sehr Nettes beobachten. Ein junger Löwe jagte nach Nahrung für einen alten Löwen, dessen Zähne und Glieder nicht mehr so leistungsfähig wie ehemals waren. Um dieser natürlichen Ungleichheit abzuhelfen, hatte der Alte das Junge gelehrt, ihn mit der täglichen Nahrung zu versehen.

Als ich mit Klein sprach, war er von verschiedensten Tierfellen umgeben. Wenn die Eingeborenen das Fleisch von der Haut abgetrennt haben, macht er selbst sich an die Arbeit, denn man muß sehr vorsichtig sein, will man nicht Augen, Klauen usw. beschädigen. Wie mir Klein dabei erzählte, ist das Zurichten von Häuten fast die einzige Arbeit, die der Weiße in Afrika verrichtet, sonst würde er in der Achtung der Schwarzen sinken. Klein hält sich zwischendurch nur sehr kurze Zeit in seiner Heimat auf, ihn zieht es immer wieder nach Afrika hinaus.

Der seltsame Gast.

Eine Kindheitserinnerung von Gustav Freyssen.

Mein Vater erzählte uns Kindern, als wir noch zu Hause waren, gern alte Geschichten, die er selbst erlebt oder die im Kirchspiel geschehen waren. Darunter diese: „Als meine Eltern, eure Großeltern, jung verheiratet waren, da wohnte auf dem Petershof ein reicher Bauer, der hatte einen Sohn, der war schmutz und im meisten auch gutwillig, aber in einigem von leidenschaftlicher, kranker Natur. Als er siebzehn war, überfiel er an einsamer Wegstelle die alte Botenfrau und raubte ihr die Handtasche, um hoch Karten spielen zu können. Da er unerkannt blieb, machte er es nach einem Jahr, als er wieder in Schulden geraten war, noch einmal. Da aber wehrte sich die alte Frau und riß ihm das eine Augenlid entzwei. Da sah er ein, daß er fliehen mußte. Weil er an den Geldschrank seines Vaters nicht heran konnte, ging er, das Taschentuch vor dem verletzten Auge, zu meinen Eltern, von denen er wußte, daß sie gerade dreihundert M. im Schrank hatten, die sie von der Sparrasse bekommen hatten, um eine Hauschuld damit zu decken. Er log, daß er beauftragt wäre, das Geld abzuholen; sein Vater war Vorsteher der Sparrasse. Meine Eltern hofften jahrelang, daß der Bauer ihnen das Geld erstatten oder daß der Sohn es wiederfinden würde. Es geschah aber weder dies noch das. Von dem Sohn hatte man nie wieder gehört. Meine Eltern haben diese Begebenheit niemals ganz überwunden. Der

Geldverlust hat sie lange gedrückt; aber mehr noch und Lebenslang der Treubruch; denn sie waren immer freundlich mit dem Jungen gewesen". So erzählte der Vater.

Nun, eines Weihnachtsabends, als wir Kinder gerade dabei waren, den Abendstisch zu decken, kam nach einer alten Gewohnheit die alte Nachbarin durch die Küchentür, um ein fröhliches Fest zu wünschen. Sie hatte hinter unserem Hause in einem sehr verfallenen alten Strohdach die Dorfherberge. Jetzt ist das Haus weggerissen; es gehörte zu unserem Garten. Nachdem sie ihren Festwunsch angedrückt hatte, sagte sie mit großen Augen zu meinem Vater: „Denk' dir, ich habe heute abend einen Gast, und einen merkwürdigen; einen alten Mann, der von Amerika gekommen ist. Er fragt nach Pastor und Lehrer; aber besonders nach deinen Eltern. Er ist jetzt nach dem Kirchhof gegangen. Sag', ist es möglich... er ist so um siebzig Jahre alt, und das eine Augenlid hängt ihm herab... ist es möglich, daß es der... der?“

Wir waren so verwirrt, als wenn die Balken über uns trachten und sich auf uns senkten. Meine Mutter stand unbeweglich geduckt überm Herd. Was mich anging, so sah ich alles sofort im Geist und sagte außer mir: „Er hat die Taschen ganz voll Goldstücke!“ Ich bin überzeugt, daß auch mein Vater einen ungeheuren Glücksfall für sich und seine Kinder nabe sah; denn er war ein Phantast wie ich. Aber er sah meine Mutter an und mäkierte sich und sagte: „Wenn er uns die 300 M. wiederbringt, so soll es uns passen“. Es ging immer ziemlich knapp bei uns her, und dazu waren die beiden Schweine im Stall an der Seuche eingegangen. Meine Mutter rührte sich am Herd und sagte in ihrer herben Art: „Du und dein Jung' seid unklug wie immer. Wenn er was hätte, würde er doch in der „Holländerei“ in Melldorf wohnen und nicht in unserer Herberge!“

In dem Augenblick kam der Fremde.

Es war ein bagerer, alter Mann mit scharfem, bartlosem Gesicht, und er hielt den Kopf etwas zurück, weil ihm das rechte Augenlid herunterhing. Ich meinte damals, daß er wohlgekleidet war; aber jetzt weiß ich, daß seine Kleidung, besonders für einen Amerikaner, die darauf sehr halten, armselig war. Mein Vater sagte: „Dierk Peters?“ und zeigte in die Stube, wo der gedeckte Tisch stand.

Ich weiß nicht mehr, wie wir in die Stube kamen; ich erinnere mich aber, daß wir alle um den gedeckten Tisch standen. Der alte Mann sagte: „Ja, ich habe es immer wieder outmachen wollen, mein Leben lang; aber es ist mir nicht geglückt. Sie müssen wissen, wenn ich fünf Dollar in der Hand hatte, mußte ich sie vertrinken und verspielen. Einmal hatte ich einen Freund angestellt, daß er mir die achzig Dollar sammeln helfe; aber er hatte noch nicht die Hälfte in seiner Tasche, da kam es über mich, und ich überfiel ihn und brachte es durch — in einer Nacht. So bin ich siebzig Jahre alt geworden... und da bin ich hergekommen... ich wollte doch wenigstens an dem Grab der beiden stehen, und wenn da ein Sohn ist, so wollte ich ihm sagen, wie es gekommen ist... daß es über meine Kraft gegangen ist... ja. Und nun bin ich auf dem Kirchhof gewesen und habe die beiden Gräber gefunden... und ich habe es auch hier gesagt.“

Ich weiß, daß ich unfähig enttäuscht war. Unfähig. Ich von allen am meisten. Aber ich weiß auch, daß ich meine Eltern niemals mehr geliebt habe, als an diesem Abend, da der alte Mann als geehrter Gast zwischen ihnen an unserem Feststisch saß und von seinem elenden Leben erzählte.

Ein grünes Blatt.

In der Hand hielt ich ein grünes Blatt,
Das der Sturm dem Laubgewirr entwunden.
Nicht mehr mit des Baumes Kraft verbunden,
Schrumpft es schon, von erster Welle matt.

Kleines Blatt, geädert wunderfein,
Gleich ihm grünen zahllose Millionen
An den Büschen, hoch in Wipfelkronen,
Zärtliches Gespinnst aus Sonnenschein.

Von des Sommers quellend lichtem Drang
Hat ein winzig Teil sich mir gegeben
Mit dem aberzeit geformten Leben,
Das zu früh der Hut des Stamms entjhrang.

Oh es runzlig in die Welle sinkt,
Will es mir sein zartes Wunder weisen,
Schöpferherrlichkeit des Kleinsten preisen,
Die aus seinem Sterben noch erblinkt.

Heinrich Leis.

Neue Bücher

* Heinrich Bredow: „Der bunte Teppich“. „Im mortellen Franz.“ (Verlag Morawe u. Scheffelt, Berlin.) Der Dichter zeigt auch in seinen beiden neuen Bänden eine gepflegte und sehr ansprechende lyrische Begabung; er ist zwar nicht im strengsten Sinn schöpferischer Neugestalter von Vers und Sprache, weiß aber durch Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und vor allem durch die Stärke seelischen Miterlebens stets zu fesseln. Dieses Persönliche des Empfindens tritt besonders hervor im „Immortellen Franz“, einem Hohenlied der Liebe, das der toten Weggenossin ehrendes und ergreifendes Denkmal setzt. Die schlichte Menschlichkeit in allen Gefühlsstößen von Glück, Jubel, Bangen und tiefer Trauer hinterläßt nachhaltigen Eindruck. Eine ähnliche Vielheit der Stimmungen in Natur und Menschenwesen entbreitet auch „Der bunte Teppich“, wenn freilich hier nicht alle Teile gleichwertig sind. Doch überall klingt Freude an Gesang und Fabulieren auf, spürt man die Seele des echten Poeten, dem sich Lust und Leid zu Versen gestaltet. Beiden Bänden hat der Verlag eine schöne Ausstattung mit auf den Weg gegeben.

* Arthur Maximilian Miller: „Das Jahr der Reife“, Roman. Geleitwort von Jakob Schaffner. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin.) „Das Jahr der Reife“ ist das Werk eines jungen Dichters, der als einer der nächsten Anwartschaft auf den Jugendpreis Deutscher Erzähler 1931 hatte. Jakob Schaffner, der dem Preisgericht angehört, gibt dem jungen Verfasser ein Patenwort mit auf den Weg. Der Held ist ein kleiner Lehrer in einem weitfernen Bauerndorf, in welchem er sein Jahr der Reife erduldet, erlämpft und schließlich anadenweise geschenkt bekommt, wie wir alles Wesentliche und Unverlierbare anadenweise erhalten, das Schwere wie das Leichte, das Dunkle wie das Helle. Mit drei Frauen sehen wir ihn im Kräftespiel und mit einer bartköpfigen, hinterwäldlerischen Bauerngemeinde, mit einer trostigen, harten Pfarrengestalt, mit seiner Schule, den Kinderseelen, dem Geist der Musik und dem Stern der Dichtung. Der Sinn der Treue und der Sinn der Untreue, das Wesen der Liebe und das Wesen des Selbst, die Persönlichkeit und die Welt, das Wähnen und das Müssen: das ist der Gehalt dieses Buches.

* „Heimliches Volk.“ Tierbilder von Waldrand und Feldrain von Dr. Heinrich Schüb. (Brandtsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Heinrich Schüb „Heimliches Volk“ — das sind Sperber und Spak, Häher und Specht... im Wiesengraben leben Molch und Libellenlarve, der Maulwurf gräbt und das Wiesel huscht im hohen Gras, Hase und Fuchs fliehen um das liebe Leben... Er beobachtet den Hamster und das Wildschwein, den Eisvogel und die Kreuzotter, Eidechsen und Eulen, Fischotter und Zobel, Marbler und Kreuzschnabel — und wunderbar lebt der Wald unter den Augen dieses Mannes auf. Es raschelt im Gras, es klopft auf den Bäumen, es huscht durchs Unterholz, es schießt durch das Wasser... Wer bekäme nicht Lust, sich demnächst einmal, jetzt in den Ferien, still an den Waldrand zu setzen und zu warten, bis das Eichhörnchen neugierig um den nächsten Stamm lugt, bis ein Specht anfängt zu hämmern und der Storch im Wiesengrunde auf die Frohschlag geht. Es ist nichts weiter nötig, als still zu sitzen und die Augen auf zu machen, das Leben um uns meldet sich dann von selbst.

* Neue Scherl-Romane. (Verlag Scherl, Berlin.) Roland Betsch zeigt in dem Roman „Das Experiment des Dr. Tintelotti“ den Tod des fanatischen Forschers; Dr. Tintelotti gelingt es, zwei Menschen die Fähigkeit, die Gedanken der anderen zu lesen, wiederzugeben. Aber diese Gabe erweist sich nicht als Wohltat, sondern als Fluch für alle Beteiligten. — „Die Saat geht auf“, ein Ostpreußenroman von Curt J. Braun, der uns den harten Kampf um die Scholle, um die Erhaltung des deutschen Ostens vor Augen führt. Das Buch ist spannend und fesselnd, sprachlich und inhaltlich kultiviert. — Rudolf Straß schenkt uns in dem Novellenband „Die siebte Pille“ abenteuerliche Geschehnisse aus allen Weltteilen und Zeiten. Und wie er es in seinen großen Romanen versteht, Menschen und ihre Zeit darzustellen und ungeheuer lebendig aufleben zu lassen, wendet er in diesen Novellen seine große Gestaltungskraft an außergewöhnliche, teilweise von exotischem Sauch umwobene Geschichten.